

Von der Weisheit der tausendundein Nächte

Autor(en): **Willi, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1930)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760093>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Von der Weisheit der tausendundein Nächte

von *Walter Willi*

An Silvio di Casanova

Sie haben einmal, lieber Freund, das abgründige Wort fallen lassen: « Es muß eine künstlerische Form gefunden werden, die die Kraft des Ichs bewahrt, zugleich aber auch der urteilenden Kraft bester Du nicht enträt, der Art, daß das Wort nicht mehr nach klugen Gedanken giert, um selbst groß zu sein und fragwürdig wie diese, nicht mehr von einem Superlativ in den andern purzelt, um aufzufallen. Sondern: ganz einfach steht es da und lockt und siegt nur deshalb, weil es solcher Kräfte teilhaft ist, daß Leben und Sein verneinen müßte, wer solches Wort verneint. » —

Sicher war solche Form schon oft da, war's ein homerischer Vers oder ein platonischer Dialog, ein Minnelied oder die Prosa des unsäglich reichen Goetheschen Jahrhunderts. Ja, besitzt jene gerühmten Kräfte nicht jedes Wort, das von einem Menschen stammt, der nicht nur dem hellsten Bewußtsein und dem Ich verhaftet ist? Ist nicht Ihnen selbst diese künstlerische Form gelungen, als Sie ganz einfach dem Spiele und der Zier zugetan, mit der Kunst mittelalterlichen Sängers das Lob der Rose sangen und den Rosenzeiten sich ergaben? Freilich das war im Vers. — Für die Prosa ist das Wort, das Sie suchten, ein neues und großes Ziel, seitdem das Ich sich aus allen Bindungen gelöst hat und bewußtestes Wesen geworden ist. Es muß dann als erstes des Bewußtseins satt sein, aller Schönheit des Denkens mächtig, doch mächtiger der Kräfte des Blutes und dessen, was außerhalb des Denkbereiches die Seele nährt, und zwar keine Gemeinschaftsseele, wohl aber eine in engster Gemeinschaft maßlos gestärkte Seele. Deshalb darf dieses Wort nicht auf die Umgebung verzichten, aus der es stammt. Vielmehr, es will trotzig dort beharren. Diesem Wort eignet daher wieder eine « Szenerie » wie den platonischen Dialogen, oder möchte es jedenfalls gern. Wie wenig das mit Romantik, mit Erneuerung alter Formen oder gar mit novellistischer Verbrämung zu tun hat, fühlen Sie wohl zuerst. Mich selbst packte diese Einsicht mit der Schönheit der Erfahrung, die ja alle Gedanken erblassen läßt wie die jugendliche Sonne die Sterne, — packte mich vor wenigen Tagen. Und

jetzt scheint mir, ich müßte nur andeutend nacherzählen, was damals geschah, um ein solches Wort, wie Sie verlangten, zu bewahren. Vielleicht ist's ein großer Irrtum. Trotz dieser Gefahr sei's gewagt.

Es war im Hause Werners, unseres stillen großen Freundes. Im kleinsten Kreis; denn nur Frau Sophia und Rudolf waren noch zugegen. Da hatten wir uns nach den Köstlichkeiten des Abendtisches denen des Gartens ergeben, und verharteten schließlich vor Bildern Franz Marcs, als die Herrin des Hauses wieder erschien: «Sie wird heute so gut schlafen, meine Kleine. Sie erzählte übervoll von den Abenteuern des Seefahrers Sindbad. Noch im ersten Schlaf lispelte sie etwas wie Sindbad. – Ist es nicht eigentlich traurig, daß der Mensch, je älter er wird, diese kindliche Unbefangenheit verliert? Ob wir uns überhaupt der Geschichten der Prinzessin Scheherezade noch freuen könnten?» –

Schon wollten Verneinungen fallen. Da begann Rudolf: «Ob? – Ja! Und weit mehr! Ich las in den letzten Wochen unersättlich neue Romane. Kaum daß mir unter den letzten großen einer entkam. Und doch haben sie mich bei all ihrer Stärke nicht so gefangen, wie jüngst die Märchen aus *Tausendundeiner Nacht*.»

Darauf Werner: «Seltsam, du liebst doch sonst das kühlest Urteil. Warum bist du denn heute ob des einfachen Märchens so begeistert?»

«Warum?», erwiderte Rudolf, «weil ich erstaunt bin ob der abgründigen Weisheit der 1001 Nächte. Sie wiegt mir zwar die Herrlichkeit des heutigen Zeitalters nie auf, aber kommt sie der Weisheit eben dieses Zeitalters nicht gleich? Gewiß ist das in mehr als einem Sinn ein starkes Wort, – kein enthusiastisches, kein kritikloses, vielleicht ein wenig hinterlistig und neckisch, vielleicht auch aufreizend. Doch vergiß nicht, Freunde, jene Weisheiten, von denen ich sprach, seien sie gleich stark oder nicht, sind niemals dieselben. Wie langweilig wäre das auch.»

«Offenbar gibt es aber viele, die an dieser Langeweile ihr Vergnügen haben», erwiderte mit einem wunderbaren Lächeln die Herrin des Hauses, «denn entdeckten wir nicht kürzlich, daß die Erforscher der Geistesgeschichte mit Vorliebe beweisen, der europäische Mensch habe immer wieder gefunden, seine Weisheit könne bestenfalls die des Humanismus sein, die der großen griechischen Denker: die durchdachtste Lebensgestaltung?»

Da brach Rudolfs Eifer, wie mir schien, mit einem besondern Wort durch: «Es sind treffliche Menschen, die das beweisen, und ich liebe viele von ihnen. Aber ihr Tun erinnert an Mathematiker, die erst rech-

nen, wenn die Gleichung aufgestellt ist. Doch wahrscheinlich gefällt euch, Freunde, dieses dunkle Wort nicht. So sei's anders gesagt. Ob wir an jenem Abend, an den die hohe Herrin des Hauses erinnert, recht hatten, weiß ich nicht. Mir scheint nur noch so viel gewiß zu sein: daß der Humanismus die Ursache der meisten abendländischen Ideale ist. Daher können wir nichts Besseres tun, als ihn selbst, wenn er nicht göltig sein sollte, zu zerstören. Denn nichts ist gefährlicher als tote Ideale. Oder aber, wir gewinnen ihn neu und übergeben dann etwas ganz Großes kommenden Generationen. »

Etwas zögernd und mit der Langsamkeit des scharfen Denkers antwortete Werner für alle: « Da übergibst du ja den Humanismus einem jeden Menschen als Lebensthema – zur Bejahung oder zur Verneinung?! »

Und Rudolf: « Ja! – Ja! Und je stärker uns die Natur schuf, so werden wir dieses Thema einmal, zweimal, dreimal aus unserer menschlichen Mitte lösen. »

« Doch, was hat dies alles mit *1001 Nacht* zu tun? » frugen zugleich Frau Sophia und ich.

« Nach dem Beginn unseres Gesprächs – alles, oder wenigstens viel », erwiderte Rudolf. – –

« Da gibt's nur eines », schlug Werner dem Freund vor; « du hast zwei starke Frager gegen dich, und mit Erika und mir sind's vier. Und da du uns allzu neugierig gemacht hast, bleibt nichts andres übrig, als diese Neugier zu stillen und von der Weisheit der 1001 Nächte zu erzählen. » – Fröhliche und unerbittliche Zustimmung aller. Rudolf aber – möge mein Gedächtnis den Göttern nicht zu sehr verhaßt sein – erzählte, mit einer herben Natürlichkeit der Gebärde und zuweilen ebenso natürlich sich unterbrechend und Erfrischung kostend, so ungefähr: « Wohl denn! Es sei versucht! Auf jene Weise will ich's versuchen, in der auch dem einfachsten Menschen ein wertvolles Wort glückt: wenn er dem Augenblick und seiner Natur ergeben das festhält, was ihn bewegte und nachdenklich stimmte. –

Also, eben gestern las ich *1001 Nacht* zu Ende, so wie sie Enno Littmann im Inselverlag kürzlich herausgab. Er hat sie neu übertragen, ohne Streichungen und Kürzungen, ohne Vergewaltigungen des Satzbaus; so fühlt selbst, wer der fremden Sprache unerfahren ist und doch in der Erinnerung an jugendliche Lesungen des Vergleichs nicht entbehrt. Er spürt dann auch das Besondere orientalischer Rhythmik und Reimprosa und daß uns hier endlich einmal von jenen Geschichten nicht nur der Inhalt bewahrt wird, sondern vor allem eine Form, eine

seltsam lässige, die fast immer sehr bewußt erscheint und von einer überreifen Erzählerkunst zeugt; scherzend und leicht und jeder Tragik sich erwehrend.

Eben diese Form muß gerade den modernen Menschen erstaunen, nicht nur weil sie uns wie eine andere Welt erscheint, nicht nur weil sie uns gegensätzlich ist und doch gültig und bedeutend; vor allem auch, weil der Mensch des Jetzt ein mächtiges Gefühl für die Form überhaupt hat. Sie ist ihm nämlich nicht die Erscheinungsart der Materie wie für Aristoteles und die folgenden zwei Jahrtausende, aber auch kein ästhetisches Erfordernis wie für die meisten Kunstfreunde des Abendlandes. Vielmehr erkennt und erlebt der moderne Mensch die Form als Bewirktes einer seelischen Grundkraft, die nicht geringer ist als der Selbsterhaltungstrieb.

Dies vorausgeschickt, sei nunmehr von der Form der *1001 Nacht* kurz erzählt. Das Auffallendste an ihr: wirr gehen Märchen und Erzählung, Fabel, Sage und Mythos durcheinander und bilden zusammen eine epische Form, wie sie kein Volk des Abendlandes je erstrebt oder gewollt hat. Indes ist im Gesamt das Märchen doch vorherrschend, in allem irgendwie verborgen, denn auch in den wirklichkeitsnächsten Geschichten lebt noch des Märchens erste und beste Lust, sich über Raum und Zeit hinwegzusetzen. Das wirre Ineinander aber der Sachen und Motive erzählt unbefangen von dem uns Fremdesten, vom Fehlen jedes strengen Denkens, vom berückenden Mangel des Logos, unter dessen Gewalt sich im Abendland jede künstlerische Form bis zur Vollendung, die oft vollendete Erstarrung war, kristallisierte oder kristallisieren will.

Und wiederum eine Überraschung. Wie die Formen einander nicht scheuen, so erzählt das gleiche künstlerische Wort von allem: also, daß das Schönste und Gemeinste, das Weiseste und Schmutzigste, Sinnlich-Widrigstes und Sinnhaft-Hohes, unerhört Brutales und Grausames und wundersam Liebliches geschwisterlich und froh nebeneinander steht, einander naht und sich erträgt. Doch niemals nahen sich die Gegensätze so wie in der abendländischen Kunst, in der der Große immer wieder das unmittelbare Gefühl hat für die Naturnotwendigkeit der Gegenkräfte und den Sinn dafür, daß Leid und Freud an ein und demselben Mittelpunkt aufgehängt sind, und darnach gestaltet. Vielmehr nahen sie sich in einer seltsamen Heiterkeit, vor der kein Pathos besteht; vor ihr löst sich denn auch etwas so Würdevolles wie ein Gegensatz und wird wie alles andere Menschliche ein heiteres Spiel.

Daher geschehen auch die Verwandlungen viel leichter als im germanischen Märchen; leichter wird die Prinzessin Sklavin, der Bettler Statthalter und König. Leicht geschieht das Glück, das Lachen, aber auch Ohnmachten, Tränen und Leid. Und eben dieses Seltsame des tausendnächtigen Wortes, in zahllosen Variationen zu erzählen von der unsäglichen Leichtigkeit des Herzens gegen alle schweren Dinge des Lebens und der Welt, ist es nicht eine besondere Weisheit? Hugo von Hofmannsthal pries sie einst als die anmutige Größe des arabischen Märchens; daß er es tat und in Worten, vor deren vollendeten Schöne jeder dankbar und bewundernd verharret, daran mögt ihr, liebe Freunde, besonders erinnert sein.

Ein Drittes muß überraschen und auffallen. Der tolle Rausch der Erfüllung, der Erfüllungen. Darnach strebt zwar das Märchen immer, ist doch sein Schöpfer der Mensch, der in Sehnsucht und Gier nach dem « Glück » erträumt, was er nicht hat, und sich im glücklicheren Bruder Hans ermöglicht, was ihm nicht möglich war. Dem europäischen Märchen, dem germanischen voran, eignet die Erfüllung nach vielen Mühen und erst nachdem der Held in vielen Prüfungen gewogen und schwer genug befunden wurde. Und dann ist es ein wohlgesättigtes Glück der Minne und des Reichtums, und Grund und Gewähr seines Daseins ist der naturnahe, gute Mensch. Ein Glück endlich, dessen seltene Erscheinung durch eine wunderbare Gehaltenheit erhöht wird und durch das wehmütige Bekenntnis vieler Abstürze der Unbegnadeten. – Ganz anders dagegen das Märchen aus *1001 Nacht*. Da ist das Glück unfassbares Erfülltsein: das schönste Mädchen, reich an den herrlichsten Vorzügen, wird übertroffen durch zehn andere, die sich in gleichen Abständen an Vorzügen über sind, und erst die zwölfte, die jede andere also hinter sich läßt, darf der Sinn des Glückes sein. Und wiederum: Gold wird zu Blei vor der Blendpracht der Edelsteine und der diamantenen Paläste, die Blume erstickt in der Überfülle übertropischer Rosenherrlichkeiten. Um es kurz zu sagen: das Glück ist eine endlose Vielheit üppigster Erscheinungen, ein großer Rausch der Phänomene. Und es zu erreichen, ist ein Riesentanz durch die Phänomene. So lebt der Mensch von *1001 Nacht* dahin und entbehrt jegliches Gefühl des Maßes. Durch kein warnendes « Zuviel » behindert, oder doch selten daran erinnert, kennt er nur das maßlose Glück, der Lüste all-alle und läßt den Glücklosen jeder Karikatur verfallen sein.

Maß aber, das ist die große Errungenschaft jenes Logos, dem die ersten Denker Europas huldigten und sich ergaben. So ist auch jenes

Unmaß des Märchens aus *1001 Nacht* von keinem Denken berührt; es fehlt ihm aber auch, was das germanische Märchen unsäglich zart und keusch besitzt: der offene Sinn für das dem Menschen zuträgliche Glück, das « gesunde » Wünschen. Doch trotz dieser bedeutsamen Unterschiede, die ich jetzt nur andeute, bleibt, Freunde, das eine Unvergeßbare, was jeden Leser erstaunt und kräftigt: die Erkenntnis, daß der Impuls des naturnahen Herzens immer wieder die unwirklichsten Phantasien erzeugt, und daß gerade diese Tatsache der neuen Welterschöpfungen Wesentlichstes über den Sinn des Menschen aussagt. Denn mögen die Phantasien unwirklich sein, um so wirklicher sind die Seelenkräfte, die sie hervorbringen. Ihr Wirken erfüllt mit animalischer Sicherheit und Unbefangenheit das größte Axiom menschlichen Seins: das Axiom des seelischen Auftriebs. Von ihm lernen wir zuerst das eine höchst Elementare, daß der Mensch sich nie im Wirklichen genügt und daß sein Trieb nach Glück, Sinn und Form, sein Drängen ins unerforschte Höhere und Andere ebenso wirklich ist wie er selbst. Diese Natur allein kann der wahre und einzige Grund zu einer menschlichen Veredlung sein. Doch sei dies nur in dem Sinn gesagt, daß die Erde trotz ihrer unselbständigen Art dem Menschen das wichtigste Gestirn ist, und daß die Einsicht in die Bewegungsgesetze der Psyche unvergleichlich wichtiger ist als alle Lebensschemata und Ziele menschlichen Denkens. —

Als was die ersten Erzähler aus *1001 Nacht* nun erscheinen? Es sei heiter und scherzhaft gesagt: als die ersten Humanisten — wenn Humanismus jegliche Gestaltung des Menschen über sein tierhaftes Ich hinaus bedeutet. Und es waren göttliche Rechner, etwas mystische, denn sie schrieben sich die Humanistengleichungen aus dem Blut ins Märchen — wenn sie's taten; sie rechneten die Gleichungen nicht nur aus wie die Heutigen.

Doch all dies war, liebe Freunde, nur ein Teil der Weisheit, von der ich erzählen wollte. Geringer, aber verführerisch; leichter aber stets erquickend und erfreuend ist die geschichtliche Erscheinung der *1001 Nächte* überhaupt. Ich meine es so: Die Märchen der heutigen Form haben eine lange Geschichte der Entstehung. Sie ist sicher länger und reicher als die Geschichte des homerischen Epos, das uns ja als Urtypus gilt für das Wachsen einer dichterischen Gattung. In diesem Epos lernte der Mensch, allmählich geschichtlich zu sehen, das Nacheinander und Ineinander der Jahrhunderte mit freudigem Staunen zu empfinden, aus Fragmenten des Wortes ferne Welten wiederzubauen und trotzdem

des großen Künstlers und seiner Macht täglich gewisser zu werden. Ein herrliches Tun, anmutige Wirkung der so schweren und so menschenwürdigen Kunst des Lesens. Nicht Geringeres gewähren die Erzählungen aus *1001 Nacht*. In ihnen vereinigen sich ja die Welten des Islams, der Antike, des Christentums in Mythen, Sagenmotiven, in weisen Sprüchen und Lehren und Regeln; aber auch in Gestalten: Königen und Weisen, Kaufleuten und Rittern, in Prinzessinnen, Sklavinnen, Dienerinnen, Dirnen und Reinen. Da wird jeder Leser ein glücklicher Entdecker: die Irrfahrten des Odysseus werden die Seefahrten Sindbads, nicht weniger tiefen mythischen Sinnes, doch in reicherer Erscheinung. Der Proteusmythos, die Kraft des Menschen in tausend Masken zu erscheinen, wandelt sich ab in gar vielen Dämonengeschichten, von denen mich die des Dämons Dscharidscharis und der Prinzessin Sitt-el-Husn seit Knabenzeiten lockt. Das Amazonenmotiv erfährt Wandlungen von grenzenloser Brutalität und Gemeinheit, aber auch wirklicher Schönheit in der Geschichte der Prinzessin Abriza. Und dann die Geschichte des Nur-ed-Din-Ali und der Enis-el-Dschelis! Es ist die Geschichte des orientalischen Edelmenschen, der gründlicher als alles Wort den Unterschied gegen den europäischen homo humanus bewahrt. Nur-ed-Din-Ali: der lässige Große und Heitere, hemmungslos und von einer unendlichen Güte, tatenlos und doch des Schicksals Liebling; sein Tun und Lassen und Verhalten in der Gemeinschaft bestimmt sich durch das Wort: « Ich habe nach meiner Natur gehandelt, handle du nach deiner Natur. » So ist er jenseits von Gut und Böses, jenseits von Denken und Moral – und doch ein Mensch! Daß wir doch diese Geschichte nie vergäßen! Sie ist so außer der Ordnung groß; in ihr ist die beste Tradition der Araber bewahrt, und erzählt ist sie von einem ganz großen Künstler, wie man ihm in *1001 Nacht* nicht mehr begegnet. Zugleich ist sie das sonderschöne Beispiel dafür, wie griechisches Denken ohne jede willentliche Erneuerung von der arabischen Art « aufgesogen » wurde, und daß gerade diese arabische Kultur mit ihrem *renaissancelosen* Griechentum – schärfster Gegensatz zum Abendland! – bei aller Fremdheit groß und betrachtenswert ist. – Und außer diesen Herrlichkeiten finden sich allüberall versteckt Sprüche griechischer Weisen und Philosophen, Äsopische Fabeln in orientalischer Farbenpracht, Erzählungen des Alten und Neuen Testaments und tausend Anspielungen.

So sind *1001 Nacht* eine Riesenmischung, doch mischen sich die Teile der Jahrhunderte und Länder nicht unlösbar wie in den großen Misch-

kulturen des Abendlandes. Vielmehr sie bewahren ihre Eigenart, werden ineinandergewirkt, doch nicht ineinander aufgelöst, bilden Arabesken von berückender Leichtigkeit und Heiterkeit, doch keine Einheiten von Kirchen und Philosophien, Gesellschaften und Staaten. Und wie Erscheinung der Sinn der Arabeske ist, so war es auch Wille und Sinn der Erzähler und ihrer tausend Geschichten, zu erscheinen und zu schimmern, nicht wohldurchdacht zu sein.

Und endlich gibt es neben diesem Grenzenlosen und Maßlosen, außer dieser Heiterkeit, außer dieser geschichtlichen Erscheinung und ihren Hintergründen in *1001 Nacht* noch eine Urerfahrung, die in vielfachen Wandlungen sich zeigt, ich meine den rechten Augenblick. Ja, es sei das große, größte Wort Urerfahrung verwendet, nicht Thema, nicht Gedanke, nicht Grunderkenntnis, sondern eben jenes, das diese alle umfaßt und viel mehr dazu. Und so wäre es jetzt an der Zeit, die kräftigsten Speere der Sprache zu werfen, um dieses wunderbare Wild, das doch die Fährte jedes Menschen bestimmt, mit Erfolg zu verfolgen. Doch sei es nicht getan, sondern nur eben mit dem einfachsten Wort sei angegangen, was ich meine.

Vorhin war vom Glück und der Erfüllung die Rede. Und also war die Einsicht: gerade der Mensch des Märchens sieht klarsichtig, daß nur wenige des Glücks teilhaftig sind. So erzählt er von dem, was ihn am meisten beschäftigt: vom Erwählten und vom richtigen Augenblick, oder verwenden wir dafür den Ausdruck, den in der Geschichte der Menschheit die besten Kenner des Augenblicks, die Griechen, prägten: den Kairos. Der Kairos ist wohl das Urtümlichste im Märchen. Mit ihm beginnt ja die Scheidung des Glücklichen von den Genossen des Alltags; durch ihn beginnt das neue Leben, das ihm vollends auszeichnen soll. Der Kairos ist aber auch zugleich des Märchens schönster und gefährlichster Teil: denn wer ihn nicht versteht oder verpaßt, der ist auf ewig ausgeschlossen aus dem Reich des Glücks. Wer ihn aber gewinnt und gegen ihn sündigt, der stürzt zur Strafe ins frühere Dasein zurück. So erzählt das Märchen immer ausführlicher von drei Menschenarten, über deren Wirklichkeitsnatur man baß erstaunt sein darf: dem Erwählten des Schicksals, der das Glück verdient; dem, der es hätte gewinnen können und verbummelte; dem Tölpel, der es nie gewinnt. Und eben hier ist das Verhalten des Märchenmenschen wieder so betrachtenswert. Im Norden gilt alle Liebe und Sorgfalt dem Helden, sei er wie er sei. Kairos und Glück gewinnen zu ihm eine innere Über-

einstimmung, die sicher ganz ursprünglich nicht bestand, aber bald nicht mehr losgelöst werden konnte. Dagegen beschäftigt den Menschen von *1001 Nacht* neben dem Glück und den Freuden der Erfüllung weniger der Held als der Kairos und die unerschöpfliche Schilderung seiner Erscheinungen, sei's daß der Mensch ihn mit kühnem Griff nutzt, sei's daß die Natur ihn ihrem Liebling unmißverstehbar schenkt. Ich müßte erzählen von Ring und Lampe und Satteltaschen, von Tarnkappe und Stab, vor allem aber von ihrem Finden, Handhaben und Verlieren; vom glücklichen Wort, das Dämonen ruft und Feinde vertreibt. Doch dessen braucht's ja keine Erinnerung. Um so mehr wollen wir uns des letzten menschlichen Sinnes des Kairos erinnern.

Der große Augenblick – wir Deutschen besitzen nur das leidige kleine Wort Gelegenheit – hat den Menschen zu jeder Zeit voran beschäftigt, den Schaffenden wie den Denkenden. Er war im Märchen der Mittelpunkt, im Drama der Angelpunkt. Er ist in Roman und Novelle immer wichtig gewesen. Unabsehbar sind denn auch die Erschütterungen und Erheiterungen, die er in der Kunst in Tausenden von Jahren und Herzen erwirkt hat. Und doch – voran fesselt uns sein klares lichtiges Dasein im Leben, im dichtesten, dem des großen Menschen. Daher erzählen ja auch die Kenner und Darsteller der menschlichen Natur nie mit solcher Leidenschaft, wie dann, wenn ihre Helden ihrem Kairos begegnen; ich denke an Mommsen und Gundolf und an ihren Helden Cäsar, diesem größten Kairosbegnadeten; aber auch an Friedrich II. und Napoleon und manchen andern. In ihrem Leben fühlen wir uns ja den Sekunden, die Jahre und Menschenleben fassen und Welten trennen, besonders nah und empfinden mit einem ehrfürchtigen Schaudern das Walten des Schicksals und die Gegenwart des « Glücks ». Und eben da wir des Kairos und seiner Macht im einzelnen Menschenleben gewiß sind, lehrt die Naturwissenschaft dieselbe Bescheidenheit und weist hin auf einen Kairos, der in seiner Naturgewalt der nächste Verwandte von jenem des Märchens ist, nur gleichsam am andern Ende der Welt. Ich meine dieses seltsame Geschehen: bei einer Lichtwellenlänge von 3000 μ reagiert eine Pflanze in der Zellkernteilung, aber bei einigen Wellenlängen mehr oder weniger reagiert sie nicht mehr. Mit andern Worten: ihr bester Augenblick ist scharf umgrenzt, so lächerlich scharf, daß sie gleichsam bei der Natur um den besten Augenblick bitten muß. Und ich denke wiederum an die atomkleinen Proteusnaturen, die in jedem Körper wirken können und unentdeckt oder entdeckt wirken, in kleiner Anzahl freundlich, in großer Anzahl – die-

selben – feindlich und lähmend, oder auch umgekehrt. Der Mensch aber ist ihrem Walten ausgeliefert, ihm gelingt oft ahnungslos ein Ausgleich, er ist ein Geschöpf des Kairos.

Dies ist der glückliche Augenblick und seine Geschichte im andeutenden Wort. Die Geschichte ganz zu erzählen, möchte ein einziges Beginnen sein, doch dazu braucht es die Kraft eines Gundolf. Wer sich's einmal erkühnt, der muß dann auch die ergreifende Geschichte jenes Ideals erzählen, das sich Gerechtigkeit nennt, die eigentliche Gegenkraft des Märchenglücks. Sie erzeugte Philosophien, Staaten und Kirchen, machte Völker stark und verzehrte sie. Sie ist das eigentlich europäische Ideal, aber nicht nur, wie das Maß, eine Tochter des Logos, sondern viel mehr. Doch, da wollen Worte um Worte hervor und von der Gerechtigkeit wenigstens ein wenig erzählen, – – – ich fürchte, sie verzeiht mir nicht das Lob des Märchenglücks noch das Wort von den Märchenerzählern, die die ersten Humanisten wurden! – – Wenn ihr es wenigstens verzeihen wolltet, gütige Freunde! » – – – –

Der Kreis schwieg zuerst, und auch später fielen nur wenige Worte. An eines erinnere ich mich besonders deutlich: Die greise Frau Sophia bemerkte, ihr sei bei Rudolfs Wort gewesen, als nähme ein Mensch Abschied von einer Landschaft, die er lange geliebt und bestaunt hätte und bei aller Bewunderung doch fühlte, daß sie nicht seine Heimat sei. « Da nimmt er mit *einem* Blick Abschied, und was das Auge in tausend Einzelperscheinungen erfaßte, das erfaßt die Seele einfach und wesentlich und wendet sich, um eine Urerfahrung verwandelt, neuem Leben zu. » – – Rätsel menschlichen Hörens! Vielleicht hatte Rudolf so erzählt, wie die vielkluge Frau Sophia bemerkte. Freilich, mich erinnerte seine Art der Betrachtung an jene griechischer Ärzte, die bloßen Auges einen Körper erfaßten und seine Kräfte und Schwächen als Erscheinungen der Natur zu sehen und verstehen gelernt hatten und eben deshalb wußten, was denn eigentlich ein menschlicher Körper und seine Schönheit sei.

Es war nach Mitternacht, und die greise Frau Sophia sowie die hohe Herrin des Hauses hatten sich zurückgezogen, da begann ein wunderbarer Zweikampf zwischen Werner und Rudolf um die Gerechtigkeit. Was sokratische Demut vorher verschwiegen hatte, schien Dionysos damals zu lösen, – und alles Vorher schien nur wie eine Vorbereitung auf diesen Augenblick. – Möge es mir gelingen, Ihnen, verehrter Freund, davon einmal zu erzählen!

Ihr
Walter Willi.